



BERLINER ZEITUNG/GERD ENGELSMAN

Bruder Jens (l.) bekommt von Kneipier Rainer Männel 7 000 Mark Trinkgeld gespendet – am Straßenbahnwagen der als Bar dient.

Zwanzig Chefs am Zapfhahn

In der „Straßenbahn“ sind alle gleichberechtigt. Das Lokal ist eine der letzten Kollektiv-Kneipen

VON JULIA HAAK

Eine linke Kneipe stellt man sich anders vor. Es müssten Flyer an den Wänden pappen und Demoaufrufe. Gäste und Zapfer sollten bunt gefärbte oder zumindest ein bisschen verfilzt aussehende Haare haben. Auf dem T-Shirt sollten sie ihre Gesinnung zur Schau tragen: „Genua ist überall“ vielleicht oder auch nur schlicht „Wehrt Euch“. Früher war das so, in Kreuzberg gibt's solche Läden noch immer. Aber die „Straßenbahn“ an der Laubacher Straße in Schöneberg sieht anders aus. Dort sind die Wände dunkel vertäfelt – gediegen fast. Eine historische Großaufnahme von der Leipziger Straße mit Bahn nimmt die gesamte Stirnseite des Raumes ein. Man muss sich schon gezielt umschaun, um „Konkret“ und „Öko-Test“ in der Zeitschriftenablage zu entdecken, das Greenpeaceplakat aus den 80er-Jahren mit den vergifteten Flüssen und dem Atomkraft-Nein-Danke-Aufkleber an der Wand.

Trotzdem ist die Kneipe das, was man links nennt oder zumindest alternativ. Barmänner und -frauen, Kellner und Köche betreiben das Lokal im Kollektiv. Es gibt keinen Chef, alle sind gleichberechtigt und das Trinkgeld wird für soziale Projekte gespendet. Seit 25 Jahren geht das so. Rainer Männel ist fast von Anfang an dabei. Seit 22 Jahren arbeitet er in der „Straßenbahn“, die so heißt, weil ein Originalwagen

als Bar eingebaut wurde. 20 Leute gehören zur Kneipe. Die Kollektivmitglieder sind ungefähr alle in einem Alter. Der Jüngste ist 42 Jahre alt, der Älteste 51. Keine jungen Leute, die Ideen aus den 70er-Jahren für sich entdecken. Wer sich hier engagiert, hat Ähnliches auch früher schon getan. „Es geht darum, sich seinen eigenen Arbeitsplatz selbst zu schaffen. Das finde ich noch immer gut“, sagt Rainer. Er macht keinen dogmatischen Eindruck, nicht als wolle er andere zu seinen Überzeugungen bekehren.

Was die „Straßenbahn“ von anderen Lokalen unterscheidet, kommt unauffällig daher. Zum Beispiel, dass man hier keinen Nachnamen braucht, weil sich alle relativ gut kennen. Die Wirtsleute untereinander sowieso. Schließlich treffen sie sich alle 14 Tage zum Plenum und beschließen was angeschafft, renoviert, verändert werden soll. „Nach so vielen Jahren kennt man die gegenseitigen Schwächen und Stärken aus den vielen Diskussionen“, sagt Rainer. Das Für und Wider des Nichtraucherraums zum Beispiel. „Da gab's richtig Streit drum“, sagt Eugen Leitz, der seit 15 Jahren dabei ist. Entschieden wird per Mehrheitsbeschluss.

„Unpraktisch, wenn alle Geschäftsführer sind.“

Rainer Männel,
Wirt

Am Anfang waren die Mitglieder des Kollektivs zu sechst. „Die Idee war zusammen leben zusammen arbeiten. Sie wohnten alle in der selben Wohnung – eine Wohngemeinschaft in der Brandenburgischen Straße“, sagt Rainer. Heute beschränken sich die Mitglieder auf gemeinsames Arbeiten. Über die Jahre habe sich die Gruppe wie auch ihre Mitglieder eben verändert, sagt Rainer. Mittlerweile gibt es sogar einen Geschäftsführer. „Es hat sich einfach als unpraktisch herausgestellt, wenn alle Geschäftsführer sind.“ Gezahlt wird auf Stundenbasis, wer mehr arbeitet, verdient mehr.

Von ihrer Spendenpraxis wollen die Wirtsleute nicht abweichen. Der „Rechenschaftsbericht“, wie Rainer scherzhaft einen Zettel an der Bar nennt, gibt Auskunft wofür die Bedienung in der letzten Zeit das Trinkgeld der Gäste gespendet hat: 6 500 Mark für Opfer der Naturkatastrophe in Nicaragua, 7 300 Mark für ein Obdachlosencafé, 7 500 Mark für ein Selbsthilfeprojekt in Senegal.

Nun profitieren Kinder aus Tschernobyl von der sozialen Idee. 20 Kinder und ihre Betreuer sind zu Saft und Kuchen eingeladen. Es gibt Geschenke. Während die Kinder essen, überreicht Rainer einen Scheck über 7 000 Mark an Bruder Jens vom Kloster Dambeck in der Altmark. Seit 1994 hat das Kloster wechselnde Tschernobyl-Kindergruppen zu Besuch. Für sie sollen nun einige Räume im Kloster renoviert werden.